

Wie sich der Glaube entwickelt



Prälät
Dr. Martin Grichting,
Generalvikar des
Bistums Chur

Die Schweizer Bischöfe haben zum 1. Fastensonntag 2014 ein Hirtenwort verfasst. Dieses kreist um einen Gedanken, den bereits der Mönch Vinzenz von Lerins († ca. 450) formuliert hatte. Er fragte: Gibt es eine Entwicklung der Glaubenslehre? Er bejahte diese Frage und erklärte mit einem einfachen Bild, dass es zwar einen Fortschritt, aber keine Veränderung der Glaubenslehre geben könne: «Die Religion der Seele soll die Gesetzmässigkeit des Körpers nachahmen: Auch wenn dieser im Verlauf der Jahre seine Glieder entwickelt und entfaltet, bleibt er doch derselbe, der er vorher war. Zwischen der Blüte der Jugend und der Reife des Alters besteht ein grosser Unterschied, dennoch werden dieselben zu Greisen, die vorher junge Menschen gewesen waren.

Daher handelt es sich um ein und dieselbe Natur, um ein und dieselbe Person, wenngleich sich auch die Grösse und das Aussehen ein und desselben Menschen verändern. (...) Und wenn es Glieder gibt, die erst im reiferen Alter entstehen, so sind sie doch schon zuvor im Keim vorhanden, so dass nachher beim Greis nichts Neues zu Tage tritt, was nicht vorher schon beim Knaben verborgen war» (*Commonitorium*, 23).

Seit 2'000 Jahren entfaltet die Kirche in diesem Sinn das, was Christus die Apostel gelehrt hatte. Es ist der Geist Gottes, der sie in die ganze Wahrheit einführt. Das ist der Fortschritt, aber nicht die Veränderung der Glaubenslehre.

Vinzenz von Lerins wusste, dass es dennoch Versuche geben würde, die Glaubenslehre nicht zu entfalten, sondern zu verändern. Deshalb fügte er hinzu: «Wenn sich nun die menschliche Gestalt später in ein artfremdes Gebilde verwandelt, oder zumindest der Zahl der Glieder etwas hinzugefügt oder weggenommen wird, so geht zwangsläufig der ganze Körper zugrunde oder wird missgestaltet oder zumindest geschwächt».

Wir sind dem Papst und unseren Bischöfen dankbar, dass sie darüber wachen, dass im Leib der Kirche keine Lehren und Praktiken wuchern, die nicht zum Glaubensgut gehören und die den ganzen Organismus der Kirche gefährden würden. «Selbstverständlichkeiten» wie sie die so genannte «Pfarrei-Initiative» fordert, lehnen unsere Bischöfe deshalb mit ihrem Hirten schreiben zu Recht ab.

Christen ohne Minderwertigkeitskomplexe



Prälät
Dr. Martin Grichting,
Generalvikar des
Bistums Chur

Papst Franziskus hat sein Apostolisches Schreiben «*Evangelii Gaudium*» (Die Freude des Evangeliums) nicht speziell mit Blick auf die Schweiz geschrieben. Aber angesprochen fühlen sollen wir uns sehr wohl davon. Da wäre zum Beispiel Nr. 79: «Die Medienkultur und manche intellektuelle Kreise vermitteln gelegentlich ein ausgeprägtes Misstrauen gegenüber der Botschaft der Kirche und eine gewisse Ernüchterung. Daraufhin entwickeln viele in der Seelsorge Tätige, obwohl sie beten, eine Art Minderwertigkeitskomplex, der sie dazu führt, ihre christliche Identität und ihre Überzeugungen zu relativieren oder zu verbergen. Dann entsteht ein Teufelskreis, denn so sind sie nicht glücklich über das, was sie sind und was sie tun, identifizieren sich nicht mit dem Verkündigungsauftrag, und das schwächt ihren Einsatz. Schliesslich ersticken sie die Missionsfreude in einer Art Besessenheit, so zu sein wie alle anderen und das zu haben, was alle anderen besitzen».

Was unser Papst da beschreibt, ist so alt wie die Menschheit. Schon das alttestamentliche Volk Gottes sagte zum Propheten Samuel: «Auch wir wollen wie alle anderen Völker sein» (1Sam 8,20). Konformismus, nicht auffallen wollen, so tun wie alle anderen: Das steckt im Menschen. Und man kann es, wenn man seine oft üblen Folgen betrachtet, als Nachwirkung dessen betrachten, was die Theologen als «Ersünde» bezeichnen. Darum kann es nicht erstaunen, dass in der Kirche unsere Landes manche sagen: Wir wollen unsere Verkündigung so anpassen, dass sie in der Gesellschaft gut ankommt. Das ist Ausdruck jenes Minderwertigkeitskomplexes, der dazu führt, die eigene Identität und Überzeugung zu relativieren und zu verbergen, wie Franziskus sagt.

In den kommenden Tagen feiern wir die tiefsten Geheimnisse unseres Glaubens und unserer Erlösung. Sie sind der Grund dafür, dass wir Christen nicht sind wie die anderen Völker, auch nicht wie das Schweizer Volk. Denn wir sind das Volk Gottes. Und darum richten wir unseren Blick auf das Himmlische, nicht auf das Irdische, wie wir am Ostersonntag aus dem Kolosserbrief (3,2) wieder hören werden. Und darum gleichen wir uns auch nicht dieser Welt an, wie schon Paulus gesagt hat (Röm 12,2).

Pius X. und die häufige Kommunion



Prälät
Dr. Martin Grichting,
Generalvikar des
Bistums Chur

Drei Bilder haben wir verwendet für die 400-Jahr-Chronik der Kirche von Surcuolm, wo ich einige Jahre Pfarrer sein durfte: eine Aufnahme etwa von 1900, eine von 1950 und eine zeitgenössische. Die erste Photographie zeigt eine Kirche ohne Kommunionbank. Auf der zweiten Aufnahme ist die Kommunionbank zu sehen. Auf der dritten ist sie wieder verschwunden.

Die Erklärung dafür lautet: Im Jahr 1905 liess der heilige Papst Pius X. ein Schreiben veröffentlichten («*Sacra Tridentina Synodus*»), das die Gläubigen zur häufigeren Kommunion einlud. Denn damals empfingen sie viele nur einmal im Jahr. Dafür brauchte man keine Kommunionbank. Nun sollten sie die Eucharistie öfter empfangen, um mehr gestärkt zu werden durch dieses herausragende Gnadenmittel. Pius X. nannte allerdings Bedingungen für den häufigeren Kommunionempfang: Die Gläubigen sollten frei von schweren Sünden und zugleich vom Vorsatz erfüllt sein, nicht mehr zu sündigen – gemäss dem Wort des heiligen Paulus: Unterscheide den Leib des Herrn und esse dir nicht das Gericht, indem du unwürdig den Leib des Herrn empfängst (1Kor 11,27–29). Zudem sollten sich die Gläubigen dem Urteil des Beichtvaters anvertrauen und nicht einfach aus Gewohnheit kommunizieren.

Von diesen Bedingungen hörte man hierzulande in der kirchlichen Verkündigung der letzten Jahrzehnte leider kaum mehr etwas. Deshalb ist vom Ratschlag Pius X. faktisch nur noch die Einladung zum häufigen Kommunionempfang geblieben. Dieser erscheint heute als selbstverständlicher Teil des Messritus, wie das Weihenwasser-Nehmen oder das Händeschütteln beim Friedensgruss.

Wären die von Papst Pius X. genannten Bedingungen heute noch bekannt, würden wohl nicht nur die zivil «Wiederverheirateten» in der Kirchenbank sitzen bleiben – es gibt ja nicht nur eines, sondern zehn Gebote. Das Gebot der Stunde ist deshalb nicht, die Lehre der Kirche über die Unauflöslichkeit der Ehe aufzuweichen. Vielmehr geht es um die Erneuerung der Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten Altarssakrament und damit um eine andere Praxis des Kommunionempfangs. Dann sind auch die zivil «Wiederverheirateten» nicht die diskriminierten schwarzen Schafe.